scheint. Das Gefühl einer entlarvenden, atmosphärischen Störung breitet sich aus – während *Ray Ray of Light* ungerührt weiterfließt. Und genau hier und jetzt, in diesem zum akustischen Stilleben kondensierten Vanitas-Symbol scheint der in sich geschlossene Zeit-Raum ein einen Möglichkeitsraum zu verwandeln, der Fluchtwege eröffnen könnte.

Jette Büchsenschütz

K O N Z E R T

Sunn O)))

19. September 2023,
Muffathalle München

Das mit Drone Doom Metal wohl am ungefährsten zu beschreibende und seit 20 Jahren agierende Duo Sunn O))) war einmal wieder auf Tournee, sogar in München kamen sie vorbei. Mit den beiden Musikern Stephen O'Malley und Greg Anderson bieten sie eine Klangerfahrung an, die es in dieser Weise wohl nur mit ihnen zu erleben gibt. 90 Minuten Drone – aber ein Drone, der so durch Mark und Bein geht, dass er kaum auszuhalten ist. Mit zwei Gitarren, einer riesigen Ampwall und unterstützender PA mit Subwoofern lassen sie die Räume, in denen sie spielen, im wahrsten Sinne des Wortes erbeben. Der Boden wackelt, die Beine werden schwach, der Magen ist kurz vorm Umdrehen.

Das Initialerlebnis mit Sunn O))) hatte der Autor dieses Textes 2010 im Rahmen des CTM-Festivals in Berlin im noch alten Festsaal Kreuzberg. Damals war die Bühne sogar eingegittert, vollbehangen mit Stroboskopen. Inklusive des Nebels konnte man das gesamte Konzert hindurch kaum etwas von den beiden mit Mönchskutten behangenen Musikern erkennen, so wild prasselten die Stroboskope auf einen ein. Damals flüchtete mit Beginn des Konzerts der größte Teil des Publikums zunächst aus dem Raum, weiter nach hinten in die Gänge, da der Klang dort besser erträglich wurde. Und mit der Zeit kapierte man aber, dass diese Musik auch einen Sog hat und man wieder näher ran will. Ich trank damals zwei, drei Schnäpse, um den Magen zu stabilisieren und mich masochistisch in den Konzertraum zu werfen, in dem das Publikum bis zum Ende nur nach hinten an die Wand gedrängt im Halbrund stand. Die Situation ergab etwas Pseudoreligiöses: Dort vorne sendete sich eine Intensität, die nicht weiter fassbar war, als dass sie aus Klang, Nebel und Licht besteht – irgendwo da drin gab es noch zwei Wesen. Und irgendwie wollte man so nah ran an die Sache wie möglich, doch niemand war imstande überhaupt nah zur Bühne zu kommen. Ein ewiges Streben.

Diese Form der Transzendenz, anderen würden es vielleicht als Nahtoderfahrung beschreiben, ereignete sich nun auch über zehn Jahre später in der Muffathalle in München – und doch etwas gesettelter. Die Gäste hier waren fast alle Fans, der Raum war größer, der Sound gewaltig, aber vielleicht dann auch nicht ganz so gewaltig wie damals. Wahrscheinlich hängt die jeweilige Performance des Duos auch immer von den Häusern, in denen sie spielen, selber ab, wie weit gegangen werden darf. Das Pseudoreligiöse hat sich unterdessen institutionalisiert. Andächtig und ruhig stehen die Menschen im Klangfeuer gen Bühne. Die Hände meist nach unten fallend, mit geöffneter Handfläche nach vorne, empfangend. Ich selbst traute mich dann nicht, einfach die Arme nach oben zu heben, ebenso mit den Handflächen nach vorne, um zu empfangen. Andere taten es. Ich habe sie darin verstanden. Aber auch O'Malley und Anderson spielen mit der religiösen Konnotation. Immer wenn sie in Zeitlupe die Arme anheben, um einen nächsten Akkord anzustimmen, halten sie in der Luft inne und senden Handzeichen, seien es das Heavy Metal-Zeichen, indem der Zeigefinder und der Ringfinger rausgestreckt und die anderen Finger in die Handinnenfläche gebeugt werden, aber auch die segnende Hand mit leicht ausgetrecktem Zeige- und Mittelfinger, wie man sie aus christlichen Barockgemälden kennt. Mit dem Finale, in dem die beiden Musiker ihre Gitarren freischwingend an den Amps positionierten und nun selbst die

Arme öffnend hebend gen Himmel streckten, wurde die Messe ganz sinnbildlich. Nahezu alle Zuschauer*innen folgten der Geste und verharrten darin für zehn Minuten. Im Ganzen gesehen also eine runde Sache. Beeindruckend jedoch ist, dass auch allein die Musik und der Klang es vermögen, diese Öffnung und Reaktionen im Körper hervorzurufen.

Bastian Zimmermann

A L B U M



Ayjay Nils
Okay, wait wait wait
Làtension

Diese Platte wird jetzt doch veröffentlicht. Denn eigentlich sollte ein neues Kapitel in den Positionen beginnen, dem Hervorholen toller Musik, die bislang im Privaten verblieb. Musik, die aus besonderen Anlässen, Situationen oder Begegnungen aus entstanden ist, aber dann nie ihren Weg in die Öffentlichkeit genommen hat – aus welchen Gründen auch immer (auch das kann manchmal spannend bis verstörend, wiederum im positiven bis negativen Sinne sein). Allan Nilles ist Bratschist bei den Berliner Philharmonikern. Und im Zuge der Corona-Pandemie hat sich Nilles endlich seiner eigenen Musik intensiv gewidmet, einem besonderen Gemisch aus Elektronik, Fieldrecordings und zahlreichen instrumental-musikalischen Referenzen. Die Kritik wollte der Autor des Textes schon vor einem Jahr schreiben, ohne der Chance für die Lesenden die Musik hören zu können – nur auf persönliche Nachfrage! Jetzt aber hat das Album ein Label gefunden, eine Neugründung durch den Berliner Produzenten Gregor Schweiger.

Nun, was passiert in den 8 Tracks, den 31 Minuten des Albums, dem ersten Album des Pseudonyms Ayjay Nils. Eine eigenwillige Welt musikalischer Räume wird entfaltet, eine Gleichzeitigkeit von Referenzen und auf den Punkt produzierten Grooves. Grooves wie man sie Leuten wie Clark oder Aphex Twin kennt – organische Beats, als ob es keine stupid arbeitende Elektronik mehr gäbe. Der Beat ist ein Element von vielen, schiebt sich vor und zurück und von rechts nach links im Kopfhörer, um Platz zu machen für eine nächste Aufnahme eines Klaviers, einer Bratsche, eines Saxofons. Eine grunddiskursive Anlage Musik zu erzählen, nicht als Story, sondern in Form von Klangwelten und ihrer Herkünfte. Instrumentenfetischismus: Der Synthesizer steht einfach für sich selbst. Er wird weniger als geiles Element im Teil eines Gesamtarrangement eingesetzt als vielmehr für sich selbst präsentiert, irgendwie auch als logische Folge der Musik, aber auch irgendwie exaltiert, mehr als das. Dann rückt die Aufnahme eines klassischen Tenors hinein, blank, sicher 20 Sekunden, dann doch, es entsteht das Sample aus seiner Stimme, der Groove beginnt, alles entwickelt sich plötzlich rasant hin zu dem ersten wirklichen Track des Albums, »Hair«, der die Synthies stampfen und rutschen lässt. »Piano One«, das folgende Interlude übersetzt die gesetzten Melodien auf ein verstimmtes Klavier – als ob man bei Nils mit im Studio sitzen würde! »B R M S C To / L'indifferent« ist dann doch wieder beatorientiert, wieder werden kleine Melodien entwickelt, von kleinen Klavieren unterbrochen, wiederaufgenommen. Eine Musik im Entstehen. Und wahrscheinlich kommt sie im Rest des Albums auch nie an, recht so! Hier liegt der Spaß: Im Mitdenken der Musik, dem immer wieder überraschenden Ideen- und Samplereichtum, dem Spiel mit den Popnarrativen – und in der Raffinesse des auf Bandcamp sich selbst als »Pseudokomponisten« deklamierenden Komponisten Ayjay Nils.

Bastian Zimmermann